

Das Verbrechen des Arztes.

(Nachdruck verboten.)

1) Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

1.

Dr. Guy Herbeline war aufgebracht über den Nordwind, der ihm ins Gesicht schnitt. An diesem stürmischen Februartage fühlte er empfindlicher den Zwang, die eiserne Disciplin, die die Gesellschaft und die Natur dem Menschen auferlegen. Eine diffuse Unzufriedenheit lag auf seinen Zügen. Er sah sich furchtbar vereinsamt innerhalb der großen menschlichen Wildnis, bar aller Färtlichkeit, aller Sympathien, die das Leiden erträglicher machen. Und die flüchtigen Blicke, die er den Vorübergehenden zuwarf, drückten je nachdem kaltes Mitleid, Verachtung oder Neid aus. Seit längster Zeit rechnete er nur noch auf den Zufall, nie jedoch hatte er es so bitter als eben jetzt empfunden, wie sehr das gesellschaftliche Band ein Band des Hasses und der Hurd ist. „Das liegt doch auf der Hand,“ murmelte er wütend vor sich hin. „Wir können einander nicht ausstehen! Mit Mut und Teilnahme vermöchte man all diese Elenden zu retten; aber wer unter ihnen würde nicht, wenn er sich selbst damit aus der Klemme helfen könnte, den Ruin, ja den Tod seines besten Freundes wünschen?“

Er hatte den Pont-Royal überschritten. Ein Wind, der mit tausend kleinen Messern zu schneiden schien, erhob sich vor der Seine. Der Himmel senkte sich tief, düster und bleifarben hernieder, und die Quais, der Louvre, das Palais Mazarin sowie die Sainte-Chapelle rüdten wie Felsen über einer arktischen Fläche empor. Auf dem gefrorenen Pflaster verursachten die vorüberfahrenden Omnibusse und Wagen ein unaussprechliches Geräusch. Guy Herbeline warf einen langen, verzweifeltsten Blick über diese vereiste Landschaft. Seine Erinnerungen flogen düster und rasch, gleich den Raben, die sich von den Turmspitzen von Notre-Dame erhoben. Und doch war er einst glücklich gewesen, gefesselt von der Wissenschaft, freudig bei der Arbeit mit einem Kopf, in dem es von Ideen summt, einem gesunden französischen Kopf, in den das Wissen tief und wohlgeordnet Eingang fand. Schon auf der Schule herrschte Ungerechtigkeit, wilder und thürischer Neid, aber wenigstens ist es nicht die Regel. Man wird von Vorgesetzten und Gleichgestellten beurteilt, während man später, in dem wirklichen Kampfe, so wie man sich nur einige Verdienste erworben hat, dem Urteil der Tieferstehenden anheimfällt. Obgleich Guy nicht gerade ein Vorzugsschüler war, hatte er doch seine Prüfungen glänzend bestanden, und seine Gefährten hatten trotz ihrer Launen und Roheiten seine Tüchtigkeit anerkannt. Man mochte ihn eigentlich gern. Er hatte nur einen verletzenden Fehler: den Ehrgeiz. Im übrigen war er ein guter Kamerad, verlässlich im Verkehr und durchaus keine böse Zunge. Als er sich selber behaupten sollte, stand er eigentlich ohne Hilfsmittel da, mit einer ganz bestimmten, das heißt allzu einfachen Vorstellung von seinem eignen Werte.

Es stand bei ihm fest, daß seine Wissenschaft und die Sicherheit seiner Diagnose ihm schon in den ersten Jahren gegen dreißigtausend Frank jährlich einbringen mußten.

„Das ist nur eine Sache der Tredheit und der Energie,“ dachte er.

Und darin täuschte er sich nicht. Aber er täuschte sich über das Maß seiner eignen Fähigkeiten. Er hätte zuerst auf dem Anstand stehen sollen: seine lebhaftige Intelligenz bedurte einiger Reibungen. Vielleicht wäre er trotzdem nicht ans Ziel gelang, denn es ist falsch, daß die Geschickten unfehlbar den Sieg davontragen, aber er hätte doch seine Chancen vermehrt. Durch einen günstigen Zufall in Versuchung geführt, wagte er den Sprung. Eine Persönlichkeit, eine, die tüchtige Kräfte gern lanciert, hatte sich gefunden und ihm den nötigen Kredit eingeräumt, damit er sich im Quartier du Roule in einer gut situierten, schön ausgestatteten und möblierten Wohnung niederlassen konnte. Herbeline kämpfte seit vier Jahren, aber der Erfolg wollte sich nicht einstellen. Kaum daß seine Klientel ihm gestattet hätte, in einer Vorstadt bescheiden zu leben. Und doch erwies er sich hervorragend in seinem Beruf und selbst

in der Art, wie er sich zur Geltung brachte, obwohl er weniger aus Gewissenhaftigkeit als aus unerbittlicher Logik Gleichgültigkeit, ja selbst Abscheu gegen komplizierte Behandlungen an den Tag legte.

Seine Schulden wuchsen. Herbeline hatte die Gabe, bei Geldleuten Vertrauen zu erwecken, so daß er in einem jüngeren Lande, wie etwa in Deutschland oder in Amerika, gewiß schnellen Erfolg gehabt hätte. Aber seit sechs Monaten war sein Kredit erschöpft. Von allen Seiten bedroht, war sich der junge Mann bewußt, daß die Katastrophe nahe bevorstand. Er geriet durch dieses ewige, unerträgliche Gesagt, Verfolgt, Bedrohtsein, diese ewige, notgedrungene Wachsamkeit, in einen Zustand, der einem Manne der That ans Leben geht. Das Telephon und die Thürglode waren für ihn eine Qual geworden.

„Ich werde zu Grunde gehen,“ sagte er sich, indem er auf das Hotel Continental zuschritt. „Und wie soll ich in meinem Beruf mich jemals wieder erheben ohne Wohnung, ohne Möbel . . . Weiß Gott, ich werde ein Verbrechen begehen!“

Es ging über sein eignes Denken hinaus. Es war ein wütender Ausschrei, wie ihn uns das Versagen jeglicher Gerechtigkeit entreizt. Zu diesem Augenblick erschien ihm die menschliche Gesellschaft nur zu sehr wie eine Herde wilder Tiere. Aber er selbst wollte nicht das geringste dieser Tiere sein, dasjenige, das durch seinen Sturz allen andren preisgegeben ist. Er hatte einen Widerwillen gegen die einfachste Lumperei, weimgleich er sich selbst zuschwor, vor keiner guten Gelegenheit zurückzuschrecken, wenn sie ihn nur nicht mit den Gelesen in Konflikt brachte.

„Es giebt nur keine Gelegenheiten!“ grollte er bitter; „alles Gute, das zu uns kommt, kommt zu spät —, alles, was uns hätte retten können, zeigt sich nur bruchstückweise, und selbst dann noch . . .! Aber ist das erstaunlich? In dieser alten, menschenüberfüllten Stadt lauern Millionen von Augen täglich auf Glücksfälle. Man reißt sich sie aus den Händen, in blutigen Felsen werden sie davongetragen. Warum sollte gerade ich entdecken, was den Geschicktesten, den Scharfblickendsten, den Stärksten entgeht? Der Glücksfall meines Lebens wäre gewesen, dreimal so viel Patienten zu haben, ein langsames, täglich schwankendes Glück, und da das nicht der Fall ist, zum mindesten mit fünfundschwanzigtausend Frank in der Tasche anfangen zu können, wie so viele meiner beschränkten Kollegen!“

Er knirschte mit den Zähnen und stöhnte vor Wut.

„Und doch — ich war mehr wert, als ich in Anspruch nahm, und damit ist dieser Gesellschaft das Urteil gesprochen — ich schulde ihr gar nichts mehr! Noch mehr, wenn ich meine Stelle durch List oder Betrug behaupten könnte, würde ich ihr sogar in gewissem Sinne einen Dienst leisten. Nach Maßgabe meiner Kräfte würde ich ihr die Logik aufzwingen. Doch fort mit den Gedanken, das entkräftet nur.“

Er war am Elysée vorübergegangen und schritt die Rue de Meromesnil hinauf. Als er vor seinem Hause anlangte, durchlebte er einige Sekunden unerträglicher Angst. Ein Beurteilter kann kaum mit größerem Widerstreben das Gefängnis betreten. Seit drei Monaten hatte er das dritte Stockwerk da oben nie ohne das beklemmende Gefühl des Erschauerns betreten. Welcher Brief, welches Telegramm, welches erschreckende Ultimatum mochte in seiner Abwesenheit eingetroffen sein? Wie sonderbar sind doch diese regungslos daliegenden Blättchen, die für den Unglücklichen der Civilisation das bedeuten, was das Brüllen des Löwen, das Heulen der Wölfe oder das unheimlich funkelnde Auge des Pantheres für ein armes Tier des Waldes ist!

„Hinauf mit dir, du Zeigling!“

Guy stieg die Treppe hinauf, schon etwas erleichtert, weil er beim Hausbesorger keine Briefe vorgefunden hatte, doch da oben harrten unerbittlich die blauen und weißen Blätter. Mißtrauisch nahm er sie in die Hand und mischte sie wie ein Kartenspiel durcheinander.

„Ach, ich bin ganz sicher, daß es ein Spiel ohne Trumpf ist,“ sagte er höhnisch vor sich hin.

Er öffnete zunächst das Telegramm. Man forderte ihn auf, sich zwischen 8 und 10 Uhr Rue de Penthièvre einzufinden. Das war bei einem alten grillosen Anna-

gefallen, dem Guy einiges Interesse entgegenbrachte, wahrscheinlich wegen des lebhaften Vertrauens, das er dem Kranken einflößte. Im übrigen war der Alte ein zum Tode Verurteilter. Herbeline glaubte, daß ihm kaum noch vierzehn Tage zum Leben übrig blieben. Auch war er nicht reich. Nach seiner eignen Aussage hatte er gegen zehntausend Frank in Lebensrenten angelegt. Gewiß hatte er auch noch einige Ersparnisse, die dem Staat zufallen würden, denn der gute Mann erklärte, gar kein, selbst keine entfernten Verwandten zu haben.

„Wer weiß,“ träumte der junge Mann vor sich hin, „er hat vielleicht die fünfundzwanzigtausend Frank, die mich retten könnten. Und wie natürlich wäre es, wenn er sie mir hinterließe; ich bin doch eigentlich sein bester Freund!“ Er schüttelte den Kopf. Ein unangenehmer Schauer, eine Art elektrischen Zuckens fuhr ihm durch Herz und Nieren. Darauf nahm er das kleinste Billet, eine Karte, die ein Diener oder ein Kommissionär gebracht hatte, zur Hand. Man bat ihn, im Laufe des Abends nach der Avenue de Marigny zu kommen. Er überlas es zweimal und blickte mit einer gewissen Rührung auf den mit feinen Buchstaben gravierten Namen: „Mme. Rejane Montcaur“. Das war seine beste Patientin, eine sehr anämische Dame, sehr nervös, mit einem empfindlichen, träge arbeitenden Magen, der sie nie ordentlich zu ernähren vermochte; sie war sanft, sogar gut, zum Zammern und zu leichten Zornesanfällen geneigt, die sie jedoch sofort bereute. Er war durch ein Mißverständnis ins Haus gekommen, hatte der Dame Vertrauen eingeflößt und war zum behandelnden Arzt ernannt worden. Uebrigens dachte Herbeline nicht an sie sondern an ihre Tochter. Er fragte sich oft, ob er sie geliebt haben würde, wenn er nicht so arm gewesen wäre. Er glaubte, daß sie ganz nach seinem Geschmack sei. Ihre aschblonden Haare, die bei der leisesten Bewegung erbeben, diese schönen, wenn auch etwas starren Augen, die von einem so hübschen grauen Feuer erfüllt waren, diese elegante Renaissancefigur, an der die Kleider in so edlen Linien niederslossen, ja, es schien ihm, als hätte er sich für all das begeistert können. Aber er war wie ein Gefangener in der Tiefe einer Grube, der in der kalten Erde zu Grunde ging, und dieses schöne, junge Mädchen, das ihm durch das Gitter erschien, blieb ihm ebenso fern, wie eine Bewohnerin des Mars. Und doch fühlte er manchmal plötzlich, daß er ihr hätte gefallen können, und eben kam ihm dieser Gedanke wieder, während er das zarte Papier zerknitterte. Ein Spiegel warf ihm sein Bild zurück. Dieser große, stämmige Körper versprach kräftige Nachkommen und das sehr weiße Antlitz, durch das man das Blut strömen sah, die stahlblauen Augen, die vollen, ungemein dichten und geschmeidigen Haare erschwimmerten in metallenen Reflexen, die sich mit dem leuchtenden Schwarz vermengten. Er war ein schönes Exemplar kräftiger Männlichkeit, geschaffen für ein langes Leben, deren Kraft jedoch nichts Brutales, nichts Unharmonisches anhaftete und die auch nichts von jener beunruhigenden Beweglichkeit an sich hatte, die an die Affen erinnert.

„Nawohl,“ dachte er mit Bitterkeit, „warum auch nicht? Wenn ich mich nur aufrecht halten und den Schein wahren könnte; diese schwache Witwe würde mir vielleicht ihre Tochter zur Frau geben.“

Aber es stand für ihn zweifellos fest, daß er nach seinem Zusammenbruch für Mutter und Tochter zu den Verlorenen zählen würde. Großherzig und empfindsam wie sie beide waren, hatten sie ein um so unumstößlicheres Gefühl für die Rangordnung. Es würde ihnen ebensowenig möglich erschienen sein, jemand, der ruiniert war, um sich zu dulden, als es ihnen möglich erschienen wäre, an einem Karfreitage nicht zu fasten.

Herbeline fuhr sich mit der Hand über die Stirn und ergriff krampfhaft ein großes Couvert, auf dem er eine gefährdende Handschrift erkannte. Sein Herz schlug stürmisch, der Feind war nah. Und er senkte unwillkürlich den Kopf, wie vor einem gefährlichen Geschoss. Endlich öffnete er heftig den Brief und las:

Geehrter Herr!

Es ist mir unmöglich, Ihnen die Verlängerung der Frist zu gewähren, um die Sie mich in Ihrem Geehrten vom 12. d. ersuchen. Sie müssen es selbst anerkennen, daß ich bis zur Grenze der Möglichkeit gewartet habe. Seit zwei Jahren hat sich Ihre Schuld nicht vermindert. Ich bin entschlossen, von meinen Rechten Gebrauch zu machen. Wenn der Wechsel Ende dieses Monats bei seiner Präsentierung nicht bezahlt wird, dann werde ich alle not-

wendigen Maßregeln ergreifen, um meine Interessen zu wahren. Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

Victor Aug. Konowier.

(Nachdruck verboten.)

Die Mandchurei.

(Schluß.)

Wer sind nun die Mandschu und woher stammen sie? Die Legende berichtet darüber anders als die Geschichte. Doch wir geben nur dieser letzteren das Wort. Die Mandschu gehören zu jener großen Tatarenfamilie, die unter dem Namen Hunnen bekannt sind. Gegen das Jahr 50 unserer Aera verließen die Hunnen, von den Chinesen besiegt, ihr Land und stürzten sich auf den Ozeident, indem sie die barbarischen Horden, die nachmals im Anfang des 5. Jahrhunderts das römische Reich verwüsteten, vor sich hertrieben. Einige Stämme indessen, die dieser Bewegung nicht gefolgt waren, schlossen sich nach und nach zusammen und wurden den benachbarten Völkern fürchtbar. Unter der Führung des berühmten Dschingis Khan ergossen sich die Hunnen wie ein wütender Strom über China, Indien und Persien, über Syrien, Rußland, Polen, Ungarn und Oesterreich. Im 13. Jahrhundert bemächtigte sich ein Enkel des Eroberers, Kubilai, Chinas und ward der Stifter der Dynastie der Juen, die den Thron ein Jahrhundert besetzt hielt und dann der chinesischen Dynastie der Ming Platz machte.

In China besiegt, zogen sich die Tataren in ihre weiten Steppen zurück, und einer ihrer Fürsten, Tamerlan, erneuerte die Beutezüge Dschingis Khans, eroberte das ganze westliche Asien und versetzte Europa gegen Ende des 14. Jahrhunderts in die größte Verüstung. Um diesen Zeitpunkt muß man die Teilung der Tataren in zwei große Hauptzweige annehmen: die westlichen Tataren oder Mongolen, und die östlichen Tataren oder Mandschu. Einer der Führer der letzteren, Hou-llang, vereinigte teils gütlich, teils mit Gewalt, siebzehn Stämme unter seinem Zepter, gründete das Königreich der Mandschu und machte Mukden zu seiner Hauptstadt. Im Jahre 1616 war seine Macht so befestigt, daß er sich nicht scheute, an den Kaiser von China sieben Beschwerdepunkte einzureichen, wegen deren er sich, wie er sagte, rächen wolle. Dieses Manifest endete mit den Worten: „Um sieben Beleidigungen zu rächen, werde ich China unterjochen.“ Im Jahre 1626 vom Tode überrascht, hatte er nicht mehr die Zeit, seine Drohung wahr zu machen. Die Ehre, China zu erobern, war Souen-tsché, seinem Enkel, vorbehalten, der sich Peking im Jahre 1644 bemächtigte. Mit ihm wurden die Mandschu-Tataren die Herren des Reiches der Mitte. Dies ist in kurzen Umrissen die politische Geschichte der Mandschu bis zur Eroberung Chinas.

Vor der Eroberung des Reiches der Mitte durch die Tataren wehrte die sorgfältig von den Chinesen bewachte große Mauer den Mandschu den Eintritt in China; umgekehrt war das Betreten der Mandchurei den Chinesen untersagt. Von da ab aber trennte keine Grenze mehr die beiden Völker. Die große Mauer wurde niedergeworfen; die chinesische Bevölkerung von Schili und Schantung, welche in ihren engen Provinzen gleichsam eingepfercht war, stürzte sich wie eine Lawine auf die Mandchurei, und einige Jahre genügten, um alles verschwinden zu machen, was noch das Andenken an die früheren Weiser wachrufen konnte. Die Mandschu haben den Besiegten den Pöppel aufgedrängt, — das Zeichen ihrer Eroberung. Aber die Chinesen haben mehr gethan: Man kann jetzt die Mandchurei bis zum Amurfluß durchstreifen, in der Illusion gefangen, in irgend einer Provinz Chinas zu sein, so sehr ist die lokale Färbung allmählich verwischt worden.

Wegen ihrer administrativen Stellung und nach ihrer Bevölkerung ist die erste der großen Städte Mukden, die alte Hauptstadt der Mandchurei. „Sie unterscheidet sich von allen Städten,“ sagte der Kaiser Kianlong in einem seiner Gedichte, „wie sich der Drache und der Tiger von den Tieren unterscheiden.“ Gelegen ist sie inmitten einer Landschaft von großer Fruchtbarkeit, der jedoch die Bäume fehlen; sie ist von einer Erdmauer von etwa 17 Kilometer Länge umgeben, die wieder eine andre rechtwinkelige Umwallung von 3 Kilometer umschließt, welche aus Ziegelsteinen aufgerichtet und von Türmen flankiert ist, und das bevölkerteste und das am meisten Handel treibende Centralviertel der Stadt schützt. Jede Seite dieser Mauer hat zwei Thore; breite Straßen, die die beiden entgegengesetzten Thore verbinden, teilen die innere Stadt in neun Viertel. Das centrale Viertel ist kaiserliches Eigenthum; hier finden sich die Paläste und die Staatsbüreaus (Yamen), sowie der Saal für Prüfungen.

Mukden hat vor Peking den Vorteil, daß es nicht das Bild einer alten verfallenen Größe darbietet. Dagegen fehlen ihm Monumente, der künstlerische Schmuck und die Umhüllung von Gebirgen, die die Schönheit Pekingens ausmachen. Im 18. Jahrhundert veranlaßte es die Kaiser von China nicht, auf einer Pilgerfahrt sich nach Mukden zu begeben, der heiligen Stadt ihrer Dynastie. Noch 1804 erfüllte Kianlong diese Familienpflicht. Seit dem Zeitpunkt wird nur „das heilige Gesicht“ d. h. das Porträt des Kaisers alle zehn Jahre nach dieser Stadt geschickt. „Als ich in diesem Jahre“, so erzählt der schon genannte Missionar Vercolles 1843, „in Mukden

ankam, erwartete man dort das berühmte Bildnis. Einer der ersten Prinzen von Geblikt bringt es auf einem herrlich geschmückten Wagen: man betet es an, man bringt ihm Opfer dar; denn der Kaiser gilt als Sohn des Himmels, dem man schon vor seinem Tode göttliche Ehren erweist. Aber was in dieser Hinsicht unsere europäischen Vorstellungen übersteigt, ist, daß man für den Transport dieses Bildnisses ebenso als wenn der Kaiser in eigener Person kommt, von Peking bis zum Palast in Mulden, auf einer Länge von 20 Meilen, eigens einen 15—18 Fuß breiten Weg herstellt, meist mitten auf dem öffentlichen Wege, um einen Fuß höher als der Rest des Weges, der für den Kaiser allein reserviert bleibt.

Zehn Kilometer nordwestlich von Mulden befindet sich Tschang-ling, die heilige Stätte, die die Gräber der Mandschu-Vorfahren der gegenwärtigen Kaiser umschließt: mitten durch das Blätterwerk hoher Bäume erblickt man die drei roten Dächer der Tempel, aber kein Fremder, kein profaner Eingeborener darf bei Todesstrafe in diese Nekropolis eindringen. Eine andre Begräbnisstätte der Mandschu-Kaiser, Fuling, findet sich sechs oder acht Kilometer im Nordosten der Stadt. Drei aufeinander folgende Umwallungen vertechen den Eintritt. In der ersten befindet sich ein großer, wilder Park mit prächtigen Bäumen; die zweite, ebenfalls mit Holz bestandene Umwallung enthält die Wohnung der Diener des zweiten Ordens, dem der Tempeldienst obliegt. Große Alleen führen zu dem Tempel, zu ihren Seiten stehen gewaltige Tierbilder aus Stein, eine schwache Nachahmung derer, die man in der Nähe von Peking an den Gräbern der Mingkaiser sieht. Der Zugang zu der dritten Umwallung ist Fremden absolut verboten.

Kirin oder Girin oder Tschuan-Tschan ist nach den Moskowskija Wjedomosti („Moskauer Nachrichten“) die bevölkerungreichste, gewerbtätigste Stadt der nördlichen Mandschurei. Sie liegt am oberen Laufe des Sungari und zählt 100 000 Einwohner. Tabak und Pelzwerk sind die Haupthandelsartikel. Den Sungari entlang bis nach Pizitar ziehen sich etwa 50 Kilometer nordwärts von der Stadt mehrere Glasbläserwerke. Kirin wurde im Jahre 1673 gegründet und bald darauf zum Verwaltungszentrum der nördlichen Mandschurei erhoben, und zwar an Stelle von Ringut, da es sich für die chinesischen Truppen als sehr geeignet erwies, gegen die Russen, die damals am Amur erschienen waren, als Stützpunkt zu dienen. Die Stadt liegt außerordentlich schön, umgeben von einer zwei Klafter hohen Mauer und einem Graben. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden die Chinesen, es giebt hier aber auch viele Mohamedaner, die von den Eingeborenen „Kobhärte“ genannt werden. Im Jahre 1884 zählte man in Kirin mehr als 100 Großfirmen, 800 Läden, 200 Schlächter, 400 Wirtschaftshäuser und Herbergs-höfe. Die Hauptfirmen setzen Kreditbilletts in Umlauf, die nicht nur in Kirin, sondern auch bis nach Ringut angenommen werden. — Der Tabak, das hauptsächlichste Handelsgut, das in der Umgegend erzeugt wird, geht massenhaft nach China, wo er unter dem Namen „Mandschurenlaub“ belamut ist. In Kirin baut man auch Flußfahrzeuge für den Sungari, das Bauholz ist hier im Ueberflus vorhanden und wohlfeil. Bezeichnet doch der chinesische Name von Kirin, nämlich Tschuan-Tschan, die Stadt als „Werft“. Steintohle gewinnt man 60 Kilometer östlich von der Stadt.

Die am 15. August 1900 von den russischen Truppen eingenommene Stadt Pizitar (oder Wolui-Tschang) ist die Hauptstadt der mandtschurischen Provinz Solung-Kiang. Sie liegt am linken Ufer des Flusses Nonni. Die Stadt ist von einer zweifachen Mauer umgeben, deren innere, verhältnismäßig niedrige, bis zur halben Höhe aus Lehm, im obersten Teile aber aus gebrannten Ziegeln gebaut ist. Aus dieser Mauer führen sechs mit chinesischen Pavillontürmchen geschmückte Thore. Was in Pizitar als ein für das Auge des Europäers ganz ungewohntes Schauspiel verblüfft, das sind die hohen, mit viereckigen Papierstreifen behangenen Masten, die gewissermaßen an Kirchenmasten erinnern. Es sind die Flaggen der chinesischen Gerichtsbehörden und die Ausschlagschilder der großen Verkaufshäuser. Unter den amtlichen Gebäuden ragt hervor der Jamin Tschan-Tschun, der Gouverneurpalast. Unter dem Tschan-Tschun von Pizitar stehen dessen Gehilfe, der Yuanwoi-lantschuhu-schi, ein Gerichtsschreiber, sodann fünf Geschäftsführer oder Tschuchi und zwei Schulbeamte. Außerdem giebt es hier ein Zollamt, das die Abgaben vom Vieh und von den Waren erhebt. Die Arbeit des Zollamts nimmt zur Zeit der Septembermesse ganz bedeutend zu, da die Umsätze bei letzterer sehr beträchtlich sind. Pizitar ist eine der reichsten Handelsstädte der Mandschurei, sie zählt über 100 000 Einwohner, worunter 60 000 Eingeborene. Der sehr beträchtliche Transithandel befindet sich in den Händen der fast ausschließlich aus Nationalchinesen bestehenden Kaufmannschaft.

Pizitar dient als Verbanungsort für die auf administrativem Wege verschickten Mandarinen, die sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht haben. Ungeachtet der Anwesenheit der chinesischen Oberbehörden diente Pizitar als Mittelpunkt des Aufstandes in der Mandschurei. Eine wichtige, politisch wirtschaftliche Bedeutung erhielt diese Stadt, als sie zum Knotenpunkt der mandtschurischen Eisenbahn erhoben wurde. Kraft des zwischen der russischen und chinesischen Regierung abgeschlossenen Vertrages wurde die „ostsibirisch-chinesische Eisenbahn“ (die mandtschurische Zweigbahn) angelegt. Von der Station Dron der großsibirischen Hauptlinie aus geht diese Zweigbahn in südöstlicher Richtung durch die Stadt Pizitar bis Nikolai am Ussuri. Das Fest der Eröffnung dieser Zweigbahn wurde am 1. Oktober 1898 gefeiert. Abgesehen davon, daß

die Stadt schon an und für sich reich und gewerbtätig ist, hat sie am Bau der Eisenbahn viel verdient. Trotzdem bleibt Pizitar eine staubige, schmutzige Chinesenstadt, ohne alle gesundheitlichen Vorkehrungen. Unter den Sehenwürdigkeiten der Stadt verdient Beachtung die majestätische mohamedanische Moschee mit ihrer verfilberten Kuppel. Die Mehrzahl der Häuser ist aus Ziegeln gebaut.

Die von den russischen Truppen besetzte Stadt Ringut liegt am linken Ufer des Flusses Gucha oder Mudantjan, 1390 Fuß über dem Meere, 270 Werst von der Provinzialhauptstadt Kirin. Die Stadt ist von einer Mauer umgeben, hat aber keinerlei Befestigungen. Die Straßen sind trumm und schmutzig, die Häuser größtenteils Lehmbauten. Die Hauptstraße ist gerade und hat Holzpflaster, sie ist der Schauplatz des keineswegs beträchtlichen Handels in den offenen, hinfällig eingerichteten Läden. In der Mitte der Stadt befindet sich ein mächtiger, von einer hohen Ringmauer mit zierlichen Thürnen an den Ecken umgebener Raum, in dessen Mitte ein freier Marktplatz und ein Verwaltungsgebäude sich befinden. In Ringut und dessen Umgebungen giebt es Pelzmanufaktur-Geschäfte, ferner Hanfseilzwinnereien, sodann Fabriken zur Herstellung gepreßter Dohntenuchen. Diese sind kreisförmig, sie dienen zum Futter für das einheimische Vieh, zum Teil werden sie ins Ussuri gebiet ausgeführt. Ebenso giebt es hier Getreidemöhlen, in denen einheimischer Weizen bester Güte zu Mehl zermahlen wird. Diese ausgezeichnete Weizenorte wird in die russischen Grenzprovinzen ausgeführt. Auch Macaroni-Geschäfte giebt es hier. Ringut ist berühmt wegen seiner Werkstätten, in denen aus Papiermasse grell bemalte Menschenbilder zu Fuß und zu Ross in Lebensgröße hergestellt werden. Diese Figuren bilden das unumgängliche Zubehör zu feierlichen Beerdigungen, nach denen sie auf dem Grabe des Verstorbenen verbrannt werden. Es giebt in der Stadt einen mit dem europäischen Telegraphen verbundenen Telegraphen. Die Stadt hat etwa 30 000 Einwohner, zum größten Teil Chinesen, darunter viele Mohamedaner. Da Ringut an der Grenze des Ussuri gebietes liegt, so wurde es von Rußland als ein wichtiger Wacht-posten betrachtet. Die dichtbevölkerte Umgebung Ringuts ist überaus fruchtbar.

Die Stadt Peitang liegt am Flusse Sangho, der in den Pestschilgolff mündet, zehn Meilen nördlich von Latu. In den letzten Jahren wurde an den Befestigungen mehrerer Forts der Stadt eifrig gearbeitet, so daß diese nachgerade zu einer starken Festung wurde. Die meisten Forts wurden umgebaut, mit Kanonen schwersten Kalibers versehen und mit einem geräumigen, befestigten Lagerplatz vervollständigt. So gleicht Peitang mehr einer Militärstadt. Man zählt im ganzen 40 000 Einwohner. Peitang verlor durch belamutlich den Zugang zum Norden. Von hier dehnten Boger und die aufständischen chinesischen Truppen ihre Ueberfälle auf die Eisenbahnlinie Latu-Tientsin aus und bedrohten selbst Tientsin.

Die Stadt Cheilar ist der Mittelpunkt der Verwaltung des Kreises Chulumbuir. Die Eingeborenen, sowie die angrenzende russische Bevölkerung nennen es gewöhnlich Ambanchoto. Es liegt in einem weiten Thal des Flusses Tchengol, fünf Werst südlich von dessen Mündung in den Fluß Cheilar. Befestigungsmauern hat Cheilar nicht. Hinter der Stadt erhebt sich ein aus Ziegeln gebauter mongolischer Tempel. Vor verhältnismäßig noch ganz kurzer Zeit war die Bevölkerung von Cheilar sehr gering und überstieg nicht 2000 Seelen. Nichtsdestoweniger spielt diese Stadt eine bedeutende Rolle in wirtschaftlicher Beziehung. Von Cheilar bis Pizitar führt eine Poststraße, die sich durchgehends in einem sehr unzufriedigenden Zustand befindet. Diese Straße geht teils durch morastige Gegenden, teils durch Sandwüsten, teils wieder windet sie sich um hohe Berge herum. Die ganze Länge dieses Weges belamut sich auf 417 Werst.

Die Hauptstadt der nördlichen Provinz ist Tsi-tsi-lao, das die Chinesen Pou-schowai nennen; es besteht aus zwei Städten, von denen die innere, mit einer Steinpallade umgeben, die Wohnung des Gouverneurs, die Tribunale, Kasernen und die Häuser einiger Zatarenfamilien umschließt. Alle Häuser, die Pagode ausgenommen, sind unterschiedslos mit Stroh gedeckt. Ziegelbedachung ist streng verboten; aber trotz des armseligen Daches bieten sie einen anmutigen Anblick dar, der einen angenehmen Eindruck auf den Reisenden macht und eigentümlich mit gewöhnlichen chinesischen Bauten kontrastiert. Die äußere Stadt, die von den Chinesen bewohnte Handelsstadt, umringt die erstere und wird selbst von einer sieben Fuß hohen Steinmauer umgeben. Tsi-tsi-lao, das keine Wälle und keine Türme hat wie die andern chinesischen Städte, überhaupt nichts, was an den Krieg erinnert, sieht sich durch seine Pflanzung fest genug. Auf Sanddünen erbaut, die sich nach Südwesten nur wenig nach Osten bedeutend verlängern, mag es 30 000 Einwohner zählen. In einer einzigen Straße, der großen Verkehrsader, die nach Süden geht, werden alle Geschäfte abgewickelt. Die chinesische Bevölkerung der Stadt gewährt eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit. Jeder Chinese kann sich in Tsi-tsi-lao, wenn es ihm gefällt, niederlassen, nachdem er eine entsprechende Erklärung aus dem Polizei-Amt abgegeben hat; aber es ist ihm absolut verboten, Frauen und Kinder mitzubringen. Auf diese Weise hat die chinesische Rasse keine Häuslichkeit und besteht nur aus umherziehendem Volk. Zu diesen Hauptstädten der Provinzen der Mandschurei fügen wir noch Jung-tse, das vielfach fälschlich Ku-tschang genannt wird und mit der Stadt gleichen Namens verwechselt wird, die neun Meilen nördlich liegt. Was die Religion der Bewohner der Mandschurei angeht, so besitzt der von den Chinesen eingeführte Buddhismus die größte Anzahl Anhänger, er ist mit dem im Reiche der Mitte ausgeübten

fast gleich, obgleich gewisse lamaitischen Riten ihm beigemischt sind. Der Mohammedanismus ist stark verbreitet. Die Muselmänner bilden an vielen Orten ein Drittel der Bevölkerung, sie wohnen meist in den Dörfern und besonderen Vierteln und bilden wirkliche Clans, die, obwohl sämtliche Mitglieder chinesischer Abkunft sind, doch sich nie mit ihren Landsleuten vermischen. Die Tungusen und Mandtschu-Nomaden verehren den Himmel, die Ähnen, die Geister der Berge und Flüsse; sie fürchten die schlechten Geister. In seiner Eigenschaft als höchster Gott hat der Himmel keine Pagode. Die Juptajoc bringen ihm jährlich ein oder zwei Opfer, bei denen sie Ochsen unter einem ihm geweihten Baum schlachten und die Knochen des Opfers an diesem aufhängen. Das ganze Dorf muß daran teilnehmen. Nach dem Himmel kommen die Götter der Berge und Flüsse, der Tiger und der Drache. Jede Familie hat, um sie zu ehren, zwei Pagoden, kleine Hütten aus Lehm oder Holz in chinesischer Form, in deren Hintergrund das Bild eines Götzen mit Tiger und Drachen sich befindet, das von meist unleserlichen Inschriften umgeben ist; dann liegen dort in buntem Durcheinander Instrumente und hölzerne, eiserne oder papierne Schmuckgegenstände für die Trankeopfer und selbst eine Glocke. Jede dieser Pagoden hat die Thür zu ihrem Gotte gewandt, diese zum Fluß, jene zu den Gebirgen. Die Tataren erweisen ihren Ähnen fast täglich Verehrung. Sie haben einen Altar im Hause; es ist dies ein kleiner, nach vorn offener Behälter, der an der Stimmauer über dem Fenster befestigt ist; in ihn legen sie Holz und Eisenstücke, die die Ähnen vorstellen, werfen sich vor ihnen nieder, verbrennen Weisrauch und gießen Trankeopfer darauf. Diese Verehrung für die Verstorbenen beginnt sofort nach ihrem Tode. — Dr. J. Wiese.

Kleines feuilleton.

tn. Tante Alara. Hin und wieder schaute sie den Weg bis zum äußersten Osten nicht und stellte sich bei Köslers ein. Vorzugsweise an den Tagen, an denen sie ihre vierteljährlichen Zinsen von der Bank holte. Dann verließ sie schon am Morgen ihre kleine Villa in einem westlichen Vorort und dampfte nach Berlin.

„Ach Du, Alara!“ sagte Frau Köslers, wenn die behäbige Gestalt ihrer Schwester mit dem blühenden roten Gesicht in dem Türrahmen erschien. „Ach Du, Ja. Dann komm nur herein.“ Und auf dem Korridor fügte sie entscheidend hinzu: „Ich bin noch nicht so ganz in Ordnung mit der Wohnung.“ Sie seufzte. „Die Kinder, Du weißt ja.“

Dann erschien ein wohlwollender Zug auf dem Antlitz der Tante Alara: „Laß nur.“ Und nachdem sie ihren pelzgefütterten Mantel abgelegt und so aufgehängt hatte, daß das Futter recht sichtbar wurde: „Ich bin schon seit zwei Stunden unterwegs. Als ich fortging von Haus, war bei mir schon alles blygeblant.“

„Du hast ein Mädchen.“

„Genieß. Aber dreimal so viel Zimmer wie Du. Glaube nur nicht, daß ich stille sitze. Ich arbeite auch.“ Und sie redete selbstgefällig die straffen Arme, daß die Nähte der seidernen Bluse knackten. „Wo sind denn die Kinder? Ach, ich höre sie schon. Da nebenan.“ Sie öffnete die Kammerthür: „Nun kommt mal heraus, ihr Mägen!“ Vier waren's, die teils schüchtern, teils neugierig hereintroteten. Die Älteste, das siebenjährige Lieschen, rief fröhlich: „Ach, die Tante Alara! Hast Du uns was mitgebracht?“

„Sei nicht ungezogen,“ mahnte die Mutter.

„Ja.“ Tante Alaras Gesicht nahm einen lebhaften Zug an. „Das mußt Du den Kindern abgewöhnen, Anna. Es macht einen schlechten Eindruck.“ Sie zog mehrere Düten aus der Tasche. „Selbstverständlich komme ich nicht mit leeren Händen. Daß ich geizig wäre, kann mir niemand nachsagen.“ Sie wandte sich zur Schwester: „Über waschen könntest Du sie erst einmal, Anna.“

Die kleine Frau Köslers machte eine Verzweiflungsgeberde. „Die sind heute natürlich schon mal gewaschen. Aber ob glaubst nicht, wie schnell sie sich wieder einschmugen.“

„Das mußt Du ihnen abgewöhnen. Kommt mal mit in die Küche!“ Und Tante Alara goß warmes Wasser aus dem Kessel in die Waschkübel, nahm Schwamm und Seife und reinigte eigenhändig sämtliche Kopfnäsen. Dann verteilte sie die Düten, ernstliche und sehr betonte Mahnungen als Zugabe spendend: „Hübsch einteilen! Nicht so drüber herfallen wie die Wölfe! Immer nur einen Bombon nehmen. Recht manierlich.“ Und zur Schwester: „Du mußt den Kindern Mäßigung angewöhnen. Erstens ist es gesund, und dann kommt der Mensch dabei auch zu etwas.“

Frau Köslers hantierte am Herde. Sie antwortete nicht, weil sie es schon gewohnt war, daß ihre Schwester bei jedem Besuch vier Düten und vierzig Ratichläge mitbrachte. „Du mußt schon entschuldigen, daß ich nicht mit Dir in der Stube sitzen kann. Aber kurz nach zwölf kommt mein Mann. Da muß das Mittagessen parat sein. Er hat kaum eine Viertelstunde dazu.“

„Verjäm Dich nicht. Man muß stets erst seine Pflicht thun, dann alles andre. Außerdem sitz ich bei mir zu Haus auch nicht immer im Salon und stehl dem Herrgott die Zeit ab. Mußt Du nicht glauben. Gestern erst hab ich meine Kochtöpfe selbst geschauert. Die Mädchen machen's nur halb.“

„Du möchtest dann wohl auch etwas essen? Brot ist ja da, auch ein Rest Käse. Aber sonst —? Hätte ich gewußt, daß Du kommst!“

Tante Alara erhob sich in voller Würde: „Liebe Schwester! Thu

Deine Arbeit und mach Dir keine Kopfschmerzen meinetwegen. Ich habe natürlich alles bei mir. Etwas Brot und Butter allenfalls, wenn Du hast.“

Und während Frau Köslers den Küchentisch mit einer sämmerweißen Decke belegte, was sonst nur an den Sonntagen geschah, rauchte Tante Alara in die Stube, holte ihr Handtäschchen und entnahm ihm diverse Delikatessen. Diese verteilte sie auf verschiedene Teller, bat sich eine Serviette aus, die sie um den Hals knotete und begann zu frühstücken, wobei die Kinder nicht leer ausgingen. „Das schmeckt Euch, wie?“ „So etwas bekommt ihr nicht oft zu sehen, was?“ „Da, Du kleiner Schnabel, probiere mal, wie Radies schmeckt.“ Und ganz unvermittelt während des Essens zur Schwester: „Ich habe nämlich heute meine Zinsen geholt.“

Frau Köslers seufzte unwillkürlich: „Du Glückliche!“

„Ja.“ Die Veneidete lächelte selbstbewußt. „Wie man sich bettet, so liegt man, liebe Schwester. Was ich hab', hab' ich aus eigener Kraft.“ Tante Alara konnte sich beträchtlich. „Und Du? Na ja. Dein Mann ist former.“ Sie hielt inne — und sandte so hinterher: „Ich begreife das heute noch nicht.“ Dabei winkte sie mit dem Messer vor sich hin.

Die Schwester schluckte einige Male in sich hinein. Aber sie konnt's doch nicht verwinden. Darum erwiderte sie heftig: „Meine Ehe, meinen Mann laß in Ruh, ja? Ich tausch noch nicht mal mit Dir. Nicht ein einziges Kind hast Du!“ Sie lachte ironisch auf: „Aus eigener Kraft! Na ja. Wirtschaftlerin bei einem alten reichen Herrn hält ich ja auch am Ende noch werden können.“

„Nun — und?“ Tante Alara trat zu ihr. „Glaubst Du etwa, ich habe mir etwas vergeben?“

„Ne.“ Frau Köslers zuckte die Achseln. „Du warst schlauer als die andern. Hast Dich heiraten lassen. Jetzt ist Dein Alter tot und Du siehst sein da. Hast weiter nichts zu tun, als andren gute Lehren zu geben.“

„Die guten Lehren hab ich an mir selbst erprobt! Schwester, ich sag Dir: der Mensch muß Grundsätze haben! Danach sein Leben einrichten. Dann wird's ihm wohl gehen. Aber Ihr lebt auch so in den Tag hinein. Keine Regel, keine Ordnung, keine rechte Einteilung.“ Sie ging beleidigt zum Tisch und räumte ihn ab.

Frau Köslers rührte in ihrem Kochtopf und schweig. Erst nach einer Pause sagte sie: „Wirtschafte Du mal an meiner Stelle.“

Tante Alara schüttelte das Tisch Tuch aus. „Liebe Schwester! Ich hab schon mit wenigerem gewirtschaftet! Ich finde mich eben in jeder Lebenslage zurecht. Darum ist's mir auch immer gut gegangen, während Du aus den Sorgen und Unannehmlichkeiten nie heraus kommst.“ Sie setzte sich auf einen Küchenstuhl am Fenster, schlang die Arme ineinander und lachte halb beleidigt, halb selbstbewußt: „Oh — ich! Da kann kommen, was da will! Ich fürchte mich vor gar nichts!“

„Hast es ja auch nicht nötig. Bist ja gesichert gegen alles.“

Die Treppentür ging, und Köslers trat ein. So, wie er von der Arbeit kam, flüchtig gewaschen, Ruhsuren an den Händen, im Gesicht. „Tag, Anna!“ Er gab seiner Frau einen Kuß. „Der fährt ab. — Tag, Schwägerin. Na, hast Dich mal wieder verlaufen? — Tag, Kinder.“

Im Nu stand das Essen auf dem Tisch. Hastig machte sich Köslers darüber her. Und so zwischen durch meinte er zum Besuch: „Du siehst recht gesund aus, Tantechen.“

Tante Alara rechte sich schon wieder. „Ja. Ich war acht Wochen in der Schweiz. Aber Du kommst mir blaß vor. Ihr alle überhaupt.“

Köslers lachte: „Om. Wir waren Sonntags in Nirdorf.“

„Ach, das Reisen macht's nicht.“ Tante Alara wurde eifrig. „Vernünftig leben ist die Hauptsache. Zum Beispiel: das hässige Essen, Schwager, das taugt nichts.“

Frau Köslers meinte: „Das mußt Du Dir abgewöhnen, Heinrich.“

Der war schon mit der Mahlzeit fertig. Er kammte sich flüchtig das Haar und sah besüßigt bald seine lächelnde Frau, bald die Schwägerin an. Dann sagte er: „Weißte, Tantechen, Dich wählen wir in 'n Arbeiterausschuß. Wenn Du redst, wird die Direktion zahm. Sicher. Na, adios, Ihr alle.“ Er stürzte fort.

Tante Alara ging gleich hinter ihm. Vorher aber ließ sie ihrer Schwester noch die traurige aber unmissfähliche Wahrheit da: „Manche Leute werden eben nie klug.“ —

Humoristisches.

— Aus einer Gendarmerie-Anzeige. „Bemerkenswert dürfte sein, daß die Frau des Rubrifaten, als ich ihn zur Rede stellte, ein sehr fleghastiges Entgegengemmen gegen mich zeigte.“ —

— Hoher Einsatz. Ein Berliner Kaufmann war Stammgast eines bekannten Restaurants und gab dem Kellner, dessen aufmerksame Bedienung ihm gefiel, stets ein nobles Trinkgeld. Eines Tags bediente ihn ein anderer Kellner.

„Wo ist denn Fritz?“ frug er erstaunt.

„Fritz ist noch da,“ sagte der neue Kellner, „aber er kann sie nicht bedienen. Ich spielte gestern mit ihm Karten und wie er all sein Geld verloren hatte, setzte er auf seine Gäste — und ich hatte das Glück, Sie zu gewinnen! Neues Bier gefällig?“ —

(„Jugend.“)